

Széchenyi und Kossuth und die Budapestener Wohnungsfrage.

Von Heinrich Marczali.

Das Problem Hausherren und Mietparteien ist so alt wie die Städtegründung. In Ungarn aber kam es erst zur Bedeutung, als die Stadt Pest, das „London Ungarns“, in den Jahren des nationalen Aufschwunges 1825—1840 zu nie geahnter Größe und Bevölkerung anwuchs. Die große Ueberschwemmung im März 1838, die mehr als 2000 Häuser zerstörte und sozusagen den Umbau der ganzen Stadt notwendig machte, und die ihr folgende Wohnungsnot mußten die Situation noch mehr zuspitzen. Ihre eigentliche, wahrhaft historische Bedeutung aber erhielt das Verhältnis zwischen Hausherr und Mieter dadurch, daß in dieser Frage Széchenyi seine Klinge zuerst mit der Kossuths kreuzte.

Es ist allgemein bekannt, daß die Sozialpolitik des größten Ungars sich an Jeremy Bentham's Grundsatz von möglichst größter Wohlfahrt der größten Zahl anlehnte. Der große Reformier Ungarns erzählt, daß er im Frühling seines Lebens, als er liebevoll das Weltall umarmt hätte, „jeden Reichen mit Ekel ansah, da der arme Tagelöhner so schwer seinen Groschen verdient, der Bankier aber und der hoffärtige Herr im prächtigen Hause zwischen Gold, Silber und Festmahlen schwelgen und nichts tun, als das viele Geld zählen“. „Ich habe mir vorgenommen, daß wenn ich einmal genug (!) Geld habe, gewiß niemand mehr arm sein oder betteln wird. Fürwahr, ich war damals den Königen und besonders ihren Ministern gar nicht hold, sondern ein eingefloßter Republikaner. Mein Herz blutete ob der Unwürdigkeit, wie die Könige und besonders ihre engherzigen Räte so grausam sein können, nicht jeden glücklich zu machen — warum sie nicht den armen Schuldner gegen die herzlosen Gläubiger noch über das Gesetz hinaus — und unser Gesetz schützt ja den Schuldner sehr schön — in Schutz nehmen. Es ist wahr, daß ich damals zu den Schuldnern, und wenn ich mich recht erinnere, niemals mit den

Gläubigern in einer Kategorie stand, so daß meine ganze Sympathie sich jenen zuwandte. Ich gelobte, daß, wenn einmal der König und seine Räte mich anhören, ich sie so schön bitten werde, jeden „glücklich“ zu machen, was sie ja aus ihrem Beutel so leicht tun könnten, — wenn sie aber dies nicht wollten, sollten sie doch von den herzlosen Kaufleuten und den herzlosen Herrschaften, die soviel Gold und Silber besitzen und untätig schwelgen, den Ueberschuß wegnehmen und dem geben, der nichts hat. Auch ich wollte ihnen weitherzig dabei behilflich sein.“

Die harte Erfahrung hat diese Ideale weggeschwemmt. „Ich mußte einsehen, daß es doch nicht so glatt, so ohne Dornen geht, als es das gute Herz verlangt, aber gewiß noch glatter und dornenloser, als es nach der Auffassung der Ueberschwenglichen und der allgemeinen Glückseligmacher gehen würde.“

Man sieht, daß Széchenyi die gewöhnliche Wandlung, die das Mannesalter mit sich bringt, mitgemacht hat. Er ist vom Radikalismus zum Liberalismus übergegangen, als dessen überzeugter Anhänger er auch in seinem polemischen Buche „Kelet Népe“ sich vorstellt. Er weiß, daß auch Hausherren nicht immer auf Rosen gebettet sind. In einer sehr bedeutenden Rede, in der er schon als Minister (1848) darauf aufmerksam macht, daß Parlamentarismus und Unabhängigkeit kostspielig sind und die Ausgaben sich sehr hoch steigern werden, erwähnt er scherzweise einen Wiener Schneider, dessen Lebenswunsch es war, Hausherr zu werden. Er wurde es, hatte aber so viel Mühe und Sorge mit seinem Hause, daß er sich erhängte. Seine selbstverfaßte Grabchrift lautete:

Hausherr zu sein ist eine Lust,
Ich armer Schneider hab' nicht
Daß es so viel kuit.

Ludwig Kossuth war drei Jahre wegen Preßvergehens im Gefängnis und hatte es der festen Haltung des Reichstages 1839—40 unter der Leitung Franz Deáks zu danken, daß er frei wurde. Da das Verhältnis zwischen König und Nation ungetrübt war, erhielt er sogar die Erlaubnis, eine Zeitung herauszugeben. Die Leitartikel dieser Zeitung, meistens von Kossuth selbst geschrieben, erweckten

Széchenyi's Besorgnis im höchsten Maße. Er sah in ihnen das Glockenzeichen zur Revolution, den Angriff auf das Bestehende, auf Amt und Würde, selbst auf das Eigentum. Obgleich er sich dagegen verwahrte, Unglömäne zu sein, hielt er den langsamen Gang des englischen Fortschrittes für sicherer und nachahmenswerter, als die sprunghaften französischen Freiheitsideale. Nach harten Seelenkämpfen entschloß er sich dieser Richtung, die nach seiner Ueberzeugung zur Revolution, also zu Ungarns Untergang, führen muß, mit allen Kräften entgegenzustemmen.

Pest hatte sich in kurzer Zeit zur ersten Stadt Ungarns emporgeschwungen. 1780 zählte man 13.550 Einwohner, 1835 war diese Zahl auf 66.788, 1846 auf 100.617 gestiegen. Daß es in dieser Zahl viel Hilflose, viele eben nicht wünschenswerte Elemente gab, ist selbstverständlich. Kossuth hat die Stätten des Elends in einer Vorstadt besichtigt und beschrieben. Wer es nicht mit eigenen Augen gesehen, kann keinen Begriff davon haben. Die unterirdischen Kellerlöcher, in welche Schmutz- und Regenwasser hineinfließen, in deren nassem Dampf zwei, drei Familien mit jedem Atemzug Gift einsaugen und für dieses Gift doch wöchentlich zwei bis drei Gulden dem herzlosen Hausherrn zahlen müssen.

Der „herzlose Hausherr“ ist der stärkste Punkt in der Anklageschrift Széchenyi's, denn solche Ausdrücke führen zur sozialen Revolution, ja zum Kommunismus. Dieser Ausdruck wird, wie Kossuth in seiner Antwort (Kelet) schreibt, auf die Folterbank gespannt, um mit der herrlichsten Abulistik der erhitzten Phantasie den Angriff auf das Eigentum allegieren zu können.

Sehen wir das soziale Bild, das Széchenyi malt. „Es ist kein Punkt in Ungarn, der mehr Leben zeigt als Pest. Pest ist die Stadt der Zukunft, der Jugend, und deshalb — denn die Wärme des Lebens und der Jugend zieht alles an sich — gibt es keinen Punkt in Ungarn, wohin so viele Faulenzer, Lumpen und, ich gebe zu, auch wahre Hilflose sich drängen. Der Erwerb ist verhältnismäßig leicht, und so geraten die wenig und leicht arbeitenden Drohnen des Landes meistens hieher. Nach der Ueberschwemmung versammelte sich hier die Schlade des

halbem Landes, was die Behörden in das Dilemma versetzt, entweder im Namen der Menschen- und Naturrechte, der Liebe und Barmherzigkeit Pest mit Armen und Hilflosen zu ertränken und wahrhaft zur Pest zu machen, oder, aus harter Nothwendigkeit und nach dem unbarmherzigen Einmaleins, mit den vielen Dieben und Stromern vielleicht auch einen der Heiligkeit nahestehenden Hilflosen seinem Schicksal zu überlassen.“ Schlieglich, die alles überwiegende Frage zwischen „mein und dein“.

„Not und Glend werden stets das menschliche Geschlecht drücken, und welche progressive Stufe der Bervollkommnung es auch ersteigt, solange es lebt und diese Erde bewohnt, wird der Kreis des Glückes für den einzelnen wie für die Völker stets beschränkt sein. Der zu lösende staatswissenschaftliche Knoten bleibt immer der, daß die möglichst große Anzahl sich des Glückes erfreue und auch die Summe der allgemeinen Wohlfahrt möglichst hoch sei.“ Selbst in der Hausherrfrage räume er ein, daß bloß „die Geißelung und Bekehrung solcher filzigen Harpagons der edle, ja heilige Zweck des Redakteurs war“.

So stark hängt er an dem philanthropischen Satze Bentham's, daß er noch einmal betont, daß man die Menge dem einzelnen nie opfern darf, aber, wenn nötig und unabwendbar, den einzelnen der Menge. Trotz dieser Ueber einstimmung im Grundprinzip sieht er sein Vaterland durch Kossuth in Gefahr, denn bei all seinen glänzenden Eigenschaften dient ihm nicht der klare Verstand, sondern die erhitzte Phantasie zum Wegweiser. Er sieht durch ihn und sein Blatt die soziale Revolution in Ungarn eindringen.

Kossuth bleibt die Antwort nicht schuldig. Nur die tiefe Verehrung, die er für den edlen Grafen hegt, hält ihn ab, in dem von diesem angeschlagenen Ton zu antworten. Was ist eigentlich des Pudels Kern? Die Ueber schwemmung von 1838 hat viel Menschenleben gekostet, auch ein großer Teil der Opfer fällt wohl den Kellerlöchern zur Last, in denen in den entlagenen Gassen der Vorstädte die elendesten Klassen hausen. Aus diesen Löchern gab es keine Rettung vor dem reißenden Wasser.

Dann wurden Plätze und Straßen reguliert, der Plan der Neubauten mußte der Kommission vorgelegt werden und man nahm das Neuzerz in Betracht, aber die Kellerwohnungen blieben, ja es wurden noch neue gebaut. Jedermann kann sich überzeugen, daß eine Ueber schwemmung wieder viele hinrassen wird. „Ich habe es gesehen und habe auch die Verzweiflung gesehen, mit der die Bewohner der Vorstädte dem Augenblicke des Abganges des Eisstoßes entgegen sahen, und wir wissen, daß auch diesmal (Winter 1841) die Gefahr an einem Haare hing.“ Doch davon abgesehen, ist es gewiß, daß diese Menschenställe im Winter Seuchenherde sind, die die Gesundheitspolizei nicht dulden darf. In diesen Stätten der Sünde und der Seuchen gibt es schlechte Schlafstätten oder ein Paar Bretter, und für diese Plätze zahlt man wöchentlich 15 bis 30 Groschen Miete. Auch gibt es aus schlechtern Brettern zusammengestellte Käfige, die keine 100 Gulden (Schein) kosten, und die Miete beträgt doch wöchentlich 2 bis 3 Gulden, also für ein Jahr mehr, als das Ganze gekostet hat. Es ist gewiß, daß diese Käfige ebenso rechtliches Eigentum sind, als die privaten Paläste, und wenn die Polizei keinen anderen Einwand findet, kann sie gewiß in den Preis der Miete nicht dreinreden; der Eigentümer hat also das Recht, auch für eine Stunde Gold zu fordern. Aber bei allem Recht verfährt er herzlos, und dies darf man wohl sagen.

Er erinnerte den Grafen daran, daß nach der Ueber schwemmung manche Eigentümer von nicht beschädigten Häusern, das allgemeine Glend ausnützend, die Miete auf einmal um Hunderte aufschraubten. Gewiß taten sie es rechtmäßig, aber ebenso gewiß waren sie herzlos. Das Gesetz konnte ihnen nicht beikommen, wohl aber die Indignation der öffentlichen Meinung, das allgemeine Gefühl, das als Moderator auftritt in Fällen, wohin das Gesetz nicht reicht. Und diese Indignation verhalte nicht wirkungslos. Es ist niemand, auch dem edlen Grafen nicht, eingefallen, die Zeitungen des Angriffs auf das Eigentum zu zeihen, weil sie gegen die herzlosen Hausherrn an das moralische Gefühl appellierten.

Was das Eigentum, den Wert der Arbeit, die Verurteilung der Trägheit anbelangt, ist sein Blatt gewiß so streng, als Széchenyi selbst. „Was die Pbrngiermütze der Jakobiner betrifft, ist diese Kopfbedeckung, Gott sei Dank, nicht in der Mode. Wenn man aber das Federbarrett der Grandseigneure oft so herausfordernd sehen würde, wie es die trugen, von denen es geschrieben steht, daß sie nichts gelernt und nichts vergessen haben, so wird es nur das Verdienst der dem Vaterlande und dem König unwandelbar treuen ungarischen Geselligkeit und des orientalischen Ernstes sein, wenn Pbrngien nicht in Mode kommt.“ Man darf den Teufel nicht an die Wand malen.

Kossuth hatte insofern gewonnenes Spiel, als er sich auf die Agitation Széchenyi's berufen konnte, die ja noch viel wichtigere Probleme zur Diskussion und zur Entscheidung gebracht hat. Wenn Széchenyi das Gefühl ausschaltet und in der Politik nur die kalte Vernunft gelten läßt, konnte dies Kossuth sehr fein damit widerlegen, daß Herz und Kopf auch harmonisch zum Gemeinwohl wirken können. Széchenyi gesteht es in seinem Tagebuch ein, daß sein Widersacher sich sehr geschickt aus der Schlinge gezogen hat: Deák, Cótvos, man kann wohl sagen die ganze öffentliche Meinung, nahmen für Kossuth Partei. Széchenyi's prophetischer Geist sah die Revolution kommen, kommen durch Kossuth. Die Revolution kam, Kossuth wurde ihr Leiter, sie war aber in jedem Atom national, ohne irgendeine soziale Beimischung.

Wie haben sich die Verhältnisse seitdem geändert! Hausherrn und Mietparteien sind aber geblieben, und der 1. Mai dieses Jahres bringt eine Krise in ihre Verhältnisse. Gewiß sind Gesetze und Verordnungen gut: höher aber als diese steht die sittliche Macht des Wortes: Was du nicht willst, daß dir geschieht, das tu' auch einem andern nicht.

Ist es denn, um mit Kossuth und Széchenyi zu reden, notwendig, einen den vielen, oder viele dem einen aufzuopfern?